

Wir sind keine Opfer, sondern Täter

Ich habe Verzweiflung gesehen. Die Verzweiflung einer Gesellschaft, die von der Gunst ihrer Besatzer abhängig ist.“ – Das sind die Worte Frima Merphie Bubis, die von 2013 bis 2015 als Soldatin bei der israelischen Zivilverwaltung in der palästinensischen Stadt Nablus gedient hat. Über diesen Worten schwebt ein lebensgroßes Schwarzweißfoto, auf dem die junge Frau den Betrachter ernst anschaut. Es ist das erste von zweiundfünfzig Porträts, die bis zum 5. Dezember in der Ausstellung „Expose(d)“ des Fotojournalisten Quique Kierszenbaum in der Tel Aviver Orly Dvir Gallery zu sehen sind.

Sie zeigen die Gesichter ehemaliger Soldaten und Soldatinnen des israelischen Militärs (IDF), die in den von Israel besetzten Gebieten des Westjordanlands und Gazastreifens gedient haben und bei der Nichtregierungsorganisation Breaking the Silence (BtS) Zeugnis über ihren Militärdienst abgelegt haben. Dass ihre Identität in der Öffentlichkeit zu sehen ist, ist eine Seltenheit. In der Regel werden die Berichte anonymisiert veröffentlicht.

„Jeder, der sich hier zeigt, geht das Risiko ein, persönlich angegriffen zu werden oder mit Freunden und Familienmitgliedern zu brechen“, sagt Avner Gvarya-hu, Direktor von Breaking the Silence, denn die NGO ist in Israel umstritten. Die Kritik reicht von Schwierigkeit, die Richtigkeit der Berichte nachzuweisen, über Lüge und Sicherheitsgefährdung bis zum Vaterlandsverrat. Bisher erwiesen sich sämtliche Vorwürfe als haltlos.

Über die Versuche der Diskreditierung hinaus versuchen führende Politiker und rechte Lobby-Gruppen die Arbeit der Organisation zu blockieren. So hat die rechte israelische Gruppe Ad Kan erfolglos einen Spion in die Gruppe geschmuggelt, um belastendes Material zu sammeln, die Kulturministerin Miri Negev bedrängt immer wieder Institutionen, die BtS-Veranstaltungen in ihren Räumen erlauben, und Benjamin Netanjahu drohte 2017 sowohl Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier als auch dem damaligen Außenminister Sigmar Gabriel damit, geplante Gespräche abzusagen, sollten sie sich mit der NGO treffen. Steinmeier entschied sich für Netanjahu, Gabriel für BtS. Im letzten Jahr wurde das „Breaking the Silence“-Gesetz verabschiedet, das militärkritischen Organisationen den Zutritt zu Schulen verbietet.

Auch für diese Ausstellung, so Quique Kierszenbaum, sei es schwierig gewesen einen Ort zu finden – er sei mit der Begründung, man „wolle sich aus politischen Themen raushalten“, zuvor an einigen Stellen auf Ablehnung gestoßen.

Dabei war es nicht immer so. Als eine Einheit ehemaliger Soldaten, die während der zweiten Intifada in der besetzten Stadt Hebron diente, 2004 in der Ausstellung „Breaking the Silence – Israeli soldiers speak about the occupied territories“ Fotos und Erfahrungsberichte aus ihrem Alltag veröffentlichte, wurde sie mit so viel Neugier begrüßt, dass sie durch das ganze Land reiste und sogar in die Knesset eingeladen wurde. Aus dieser Ausstellung ist mittlerweile eine professionelle NGO geworden, die mehr als 1200 Berichte gesammelt hat, jährlich fast dreihundert Touren in besetzte Gebiete organisiert und national und international Vorträge und Ausstellungen ausrichtet, um gegen die israelische Besatzung zu protestieren, so in diesem Jahr im Europäischen Parla-

Angehörige der israelischen Armee legen seit Jahren Zeugnis in der Organisation Breaking the Silence über ihre Zeit in den besetzten Gebieten ab. Quique Kierszenbaum hat sie fotografiert.

Von Quynh Tran, Hebron und Tel Aviv



Aus der Anonymität herausgetreten: eine ehemalige Soldatin

Foto Quique Kierszenbaum

ment und bei der jüdisch-amerikanischen Gruppe J-Street in New York.

„Die Stimmung gegen uns hat sich 2009 geändert, im Jahr nach dem Gaza-Krieg und Benjamin Netanjahus Amtsantritt“, sagt Gvarya-hu. Seitdem werden Mitglieder, die sich in die Öffentlichkeit trauen, regelmäßig verbal und tätlich angegriffen. „Wir sind keine klassische NGO, die sich für Opfer einsetzt. Wir sind die Täter. Und das wollen viele nicht hören“, sagt er. Zumal die israelische Armee sich selbst als „moralischste Armee der Welt“ sieht, und ein großer Teil der israelischen Bevölkerung ebenfalls.

Nir Avishai Cohen, Reservist des israelischen Militärs, ist in dieser Ausstel-

lung zum ersten Mal als Mitglied von Breaking the Silence in die Öffentlichkeit getreten: „Unsere Berichte zeigen keine Ausnahmesituationen, sondern Dinge, die jeden Tag passieren. Was wir in den besetzten Gebieten machen, ist keine Notwendigkeit, um unser Land zu verteidigen. Wir sind aus demselben Grund in die Armee eingetreten, aus dem wir nun unser Schweigen brechen.“

Mitten im Gespräch mit dieser Zeitung klingelt Cohens Telefon. Es ist die Armee, die ihn angesichts der Raketenbeschüsse des Islamischen Dschihad als Reaktion auf die Tötung ihres Anführers durch die israelische Regierung zwecks Bereitschaft anruft.

„Wenn wir als Soldaten und als Siedler tun können, was immer wir wollen, ohne dass es Konsequenzen hat, wo soll das alles dann enden?“, fragt auch Yael Lotan, die während der zweiten Intifada im Gazastreifen als Soldatin diente und deren Porträt und Worte in der Ausstellung zu sehen sind.

„Die israelische Regierung hat diese jungen Menschen, damals noch fast Kinder, in besetzte Gebiete geschickt. Sie sollte wenigstens den Mut haben, diesen Menschen in die Augen zu schauen“, sagt der Fotograf Quique Kierszenbaum, der vor zehn Jahren mit der Porträt-Serie begonnen hat, nachdem Berichte aus einem Artikel im britischen „Independent“ über die „Operation Cast Lead“ im Gazastreifen, an dem er mitrecherchiert hat, von der damaligen Armee-Sprecherin in Frage gestellt worden waren.

Mehr als sechzig sind bisher entstanden, zweiundfünfzig – stellvertretend für die Jahre der israelischen Besatzung – hat er für die Ausstellung ausgesucht. Individuelle Zeugnisse, die universelle Ereignisse zeigen sollen. Die Gesichter, die in „Expose(d)“ zu sehen sind, gehören Soldatinnen und Soldaten aus liberalen, orthodoxen, national-religiösen israelischen Familien.

Bei der Eröffnung im Herzen Tel Avivs versammeln sich Mitglieder von Organisationen wie B'tselem und Human Rights Watch (dessen Direktor gerade von der israelischen Regierung des Landes verwiesen wurde), Diplomaten, Journalisten und Wissenschaftler. Sie sind das, was die noch amtierende Regierung als „radikale Linke“ bezeichnet – nur dass diese „radikale Linke“ Dinge beklagt, die sich mit den Beobachtungen von internationalen Organisationen und diplomatischen Vertretungen decken.

So wie sich die Stimmung in Israel immer mehr gegen diese Linke richtet, verhärtet sich dort, wo die Geschichte von Breaking the Silence begann, in Hebron, die Verhältnisse. Die größte Stadt im Westjordanland ist ein Mikrokosmos, in dem sich viele Symptome des Nahost-Konflikts verdichten. Hier wurden vor neunzig Jahren Juden von Arabern ermordet, hier begann vor einundfünfzig Jahren die nach internationalem Recht als illegal eingestufte Besiedlung, hier wurden vor fünfundzwanzig Jahren betende Palästinenser in der Ibrahimi-Moschee über den Gräbern der biblischen Urväter von einem rechtsradikalen Siedler erschossen.

Es ist mitnichten die Besatzung, die hier zu sehen ist, aber ausreichend brutale Auswüchse für das Leben von Palästinensern auf besetztem Gebiet. Die Kasbah, die zentralen Märkte und die Haupt-handelsstraße von Hebron sind menschenleer. Dort, wo noch Palästinenser wohnen, die nicht die Mittel haben fort-zuziehen, haben NGOs Gitter angebracht, um sie vor Steinen der Siedler zu schützen. Seit Januar 2017, erzählt Nadav Weiman, einst Scharfschütze einer Eliteeinheit, nun Bildungsbeauftragter von Breaking the Silence, der durch Hebron führt, seien die Siedler haltlos geworden.

Und soeben verkündete die amerikanische Regierung, die diese Entwicklung begünstigt hat, Siedlungen im Westjordanland nicht länger als illegal zu betrachten. Die Opfer der Besatzungs- und Besiedlungspolitik können die Bilder der zweiundfünfzig ehemaligen Soldaten und Soldatinnen in Tel Aviv nicht sehen, aber in ihren Worten, auf Hebräisch, Englisch und Arabisch, sind sie, wenngleich gesichtslos, umso präsenter.

Mit Spaß ernst machen

Gezeichnete Moderne: Zum Tod des Wiener Architekten und Karikaturisten Gustav Peichl

Eigentlich war in der Moderne die Rollenverteilung klar: Hier waren die Architekten, die nicht ohne Pathos gläserne Tempel für die neue Welt bauten – und dort die Karikaturisten, die sich im Namen der verlorengegangenen Gemütlichkeit über das Hehre und Große und Kalte und Reine und Weiße der neuen Bauwelt lustig machten. Es gab nur einen, der so formvollendet die Seiten wechseln konnte: den Österreicher Gustav Peichl.

Als Architekt war er in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts einer der bedeutendsten Vertreter seiner Zunft; als Karikaturist – unter dem Tarnnamen Ironimus – nahm er im Auftrag verschiedener österreichischer und deutscher Tageszeitungen alles auseinander, was die Gesellschaft seiner Zeit so an Dingen und Umdingen produzierte, Architektur eingeschlossen. Da gibt es ein berühmtes Blatt, auf der man zwei Häuser sieht: links ein halb von Efeu überwuchertes, leicht windschiefes Reihenhaus mit Schindeldach und Loggia, vor dem sich ein grünes Chaos aus Salatköpfen und Rankpflanzen ausbreitet.

Der Bewohner steht ebenso lässig-chaotisch herum wie seine Behausung und schaut amüsiert nach rechts, wo ein quadratischer Neubau errichtet wurde, deren Bewohner – Kopffüßler mit quadratischen Schädeln – so aussehen, als habe das Haus sie zu stapelbaren Objekten zurechtgepresst.

Mit solchen Blättern machte sich der 1928 in Wien geborene Architekt unter dogmatischeren Kollegen nicht nur Freunde. Gleichzeitig kann man die Karikatur als eine Art Warnschuss betrachten, die die österreichische Architekturszene darauf vorbereitete, was bald mit Peichl und Hans Hollein kommen sollte und was immer wieder etwas schief als „postmodern“ beschrieben wurde. Eher kann man es als eine Rückkehr jenes großen theatralischen Wiener Auftritts und Poms lesen, der die Stadt seit dem Barock ausmachte und den man sich nach 1945 im Namen moderner Bescheidenheit und Kühle gründlich aus dem Rock geklopft hatte, aber insgeheim doch vermisste.

Peichl hatte nach dem Krieg Architektur in Wien studiert, als Meisterschüler von Clemens Holzmeister, der auf seine Weise schon die kühle, reine Moderne mit antikisierenden Würdeformeln aufrüstete; man kann seinen Einfluss noch in Peichls späteren Werken erkennen, als

er etwa 1991 dem Neorenaissancebau des Frankfurter Stadel, einen monolithischen hellen, gleichzeitig fast altägyptisch monumentalen Steinkubus anfügte.

1955 eröffnete Peichl ein eigenes Architekturbüro – und arbeitete nebenher weiter als Karikaturist und Zeichner. In gewisser Weise hatte beides auch miteinander zu tun, und zwar nicht nur in dem Sinne, dass das eine die Kritik des anderen war oder, wie Peichl selbst einmal über seine Karikaturen sagte, eine Art Ventil, das ihm den Psychiater ersetzte. In gewisser Weise ist der Strich, mit dem Peichl das Vermurkste der Realität aufs Papier brachte, dem sehr ähnlich, mit dem er schöne Welten entwarf.

Das zeichnerische Ertasten von Form, das Erlaufen des Baus mit der Hand auf dem Papier, die das Verhältnis von Leerflächen und Öffnungen, Durchdringungen und Schließungen zu bestimmen versucht, findet sich in fast all seinen Zeichnungen, in den ersten Skizzen für den IBA-Wohnbau in Berlin-Tegel von 1984 und auch in den ersten Zeichnungen für die von 1984 bis 1992 gebaute Bundeskunsthalle Bonn, aus denen sich schnell der schwebende, aus der Stadt aufs Dach gehobene Skulpturen- und Lustgarten herauschält: Der Karikaturist Peichl malt da dem gebauten Monolithen, den der Architekt mit großem Theaterdonner, Himmelstreppe und babylonischen Zikkuraten inszenierte, oben ein paar spitze Nasen aufs Dach, über die die Architekturgeschichte seitdem rätselt: Sind das Spitztüten, Bleistiftspitzen, Hütchen, Zelte, Minarette, Stacheln eines Tieres, das sich zu verteidigen weiß?

Und die sechs ORF-Landesstudios, mit denen er 1969 berühmt wurde und deren Entlüftungsröhre wie die Schornsteine eines Dampfers aussehen und deren Eingang über eine veritable Gangway führte: Waren das Steamboats, mit denen man durch Radiowellen gleiten sollte?

Jenseits dieser „postmodern“ genannten Späße und Referenzen aber schimmerte bei Peichl immer ein Ernst durch, den man nicht übersehen darf. Man ahnt in seinen Bauten das Echo griechischer Tempel und vorderasiatischer Städte, hängender Gärten, von Felsschluchten und Pyramiden. Was er wieder ans Licht holte, war ein Wissen, das in der Hochphase des Funktionalismus über Bord zu gehen drohte – ein Gefühl für Proportionen, Rhythmen und die Formen der Baugeschichte. Am 17. November ist Gustav Peichl in Wien gestorben. NIKLAS MAAK



Der Karikaturist kritisiert, was der Architekt entwirft: Gustav Peichl (1928–2019). Foto dpa

Einstürzender Prachtbau

Herculaneum: Villa Favorita beschädigt

Italien versinkt, zerfällt und leidet. Venedig überschwemmt, Hochwasser auch in Rom, und in Herculaneum ist der Söllner der Villa Favorita nach einem heftigen Unwetter eingestürzt. Verletzt wurde niemand, die Straße, der Corso Resina, musste gesperrt werden. Der herrschaftliche Bau, 1768 von dem Architekten Ferdinando Fuga, den König Karl III. 1751 nach Neapel gerufen hatte, errichtet, ist eine der prächtigsten (von 122) Villen am Miglio d'Oro, der „Goldmeile“, die sich vom Westen der Hauptstadt Kampaniens an der Küste entlang bis nach Torre del Greco erstreckt. Die Immobilie befindet sich in Staatsbesitz, schon länger wurde ihr Zustand als „dringend sanierungsbedürftig“ eingestuft. „Seit mehr als fünfzehn Jahren hat die Stiftung Ville Vesuviane“, so ihr Präsident Gianluca Del Mastro, „die Domänenverwaltung mehrfach aufgefordert, ihr die Verantwortung für die Villa Favorita zu übertragen, aber nur vage Antworten erhalten.“ Anwohner hatten schon länger Sicherheitsbedenken geäußert. Der Vorsitzende des Kulturausschusses im römischen Abgeordnetenhaus, Luigi Gallo, sprach von „einer Katastrophe für die Bewerbung, die Weltkulturerbestätte der Unesco zu erweitern“, Kulturminister Dario Franceschini sagte „sofortige Hilfsmaßnahmen“ zu. aro.

Ewiges Heu auf alten Gräbern

Anlehnungsbedürftig: Efeu ist der einzige mitteleuropäische Wurzelkletterer

Der Efeu hat wieder Konjunktur in Deutschland. Doch wer eine schattige Fassade mit ihm begrünen will, um sein Haus gegen Hitze, Kälte und Regen zu isolieren, brütenden Vögeln Zuflucht zu bieten und den Bienen im Oktober noch eine späte Nektarweide zu gönnen, sollte sich das gut überlegen und am besten einen Fachmann zur Rate ziehen. Hedera helix, die „feststizende“, sich empor „windende“ Pflanze, wie Carl von Linné den einzigen mitteleuropäischen Wurzelkletterer nannte, kann zwar keine sauber verputzten Mauern sprengen, aber doch Schaden anrichten, wenn er nicht regelmäßig gewartet wird. Gerne umwuchert der stark wüchsige Gemeine Efeu Fenster und Regenrinnen, hebt Dächer an oder fällt beim nächsten Windstoß von der Nordfassade und hinterlässt hässliche Wurzelspuren.

Als Gartenpflanze wurde das Gehölz aus der Familie der tropischen Araliengewächse zum ersten Mal 1561 von dem Schweizer Arzt und Naturforscher Conrad Gessner erwähnt. Populär wurde der Efeu aber erst im achtzehnten Jahrhundert mit den weitläufigen englischen Landschaftsparks. 1872 gab es schon 200 Sorten, heute sind es mindestens doppelt so viele: Bodendecker, Kletter- und Zimmerpflanzen. Mit einem Steckling in feuchter Erde lässt Efeu sich leicht vermehren. Er stellt auch keine besonderen Ansprüche an den Boden und kann im Schatten bis zu zwanzig Meter hoch klettern. Bis zu vierhundert Jahre alt kann er werden. Kein Wunder, dass er erst mit circa zwanzig

Jahren blüht und nur alle drei bis vier Jahre seine drei- bis fünflappigen, oft weiß geaderten Blätter abwirft. Auch seine nachblauen Beerenfrüchte reifen erst im Spätwinter und retten damit so manchen Vogel ins Frühjahr hinüber.

Vielleicht ist er deshalb zu einem Kleinod der europäischen Kulturgeschichte geworden, vom Schamanismus über den Vegetations- bis zum Mysterienkult. Die frühen Christen betteten ihre Toten auf Efeublätter, denn die im-



GARTENSCHULE

mergrüne Pflanze galt ihnen als Symbol der Unsterblichkeit. Nur war sie nicht mit Christus konnotiert, sondern mit dem zerstückelten und ebenfalls wieder auferstandenen Dionysos-Zagreus. Die hohlen Thyrsos-, also Fenchelstäbe der Mänaden waren mit Efeu gestopft und umwunden, wenn die rasenden Frauen den thrakischen Vegetationsgott feierten. Wer den todtrotzenden Weingöttern Osiris und Dionysos zu stark gehuldi-gt hatte, konnte sich mit Efeu auch gleich noch vom Kater am nächsten Morgen kurieren. Dabei ist die gesamte Pflanze für Menschen und Pferde besonders giftig. Nur Schafe und Ziegen wurden früher mit getrocknetem Efeu gefüttert. Vielleicht rührt daher der althoch-

deutsche Name „phihouwi“ – „ewiges Heu“ –, der seine Spuren im „Ephheu“ hinterlassen hat.

Der anschniegsame Efeu symbolisiert auch die Treue. Laut einer mittelalterlichen Legende sollen, als König Marke das Liebespaar Tristan und Isolde an zwei unterschiedlichen Seiten seiner Kirche begraben hatte, aus den Gräbern zwei Efeustöcke emporgewachsen und sich über dem Kirchendach vereinigt haben. Auch heute wuchert Efeu auf alten Gräbern, Tod und Trauer verbinden sich mit dieser vermeintlich „typischen“ Friedhofspflanze. Mit dem alten Wissen ist auch die Weisheit der Ars moriendi verlorengegangen, die Leben und Tod als Einheit begriff.

Wer auf einen mit Efeu umrankten Baum blickt, sollte sich freuen und den Baum nicht bedauern. Die Liane aus dem tropischen Tertiär bringt zwar brüchige Ruinen zum Einsturz, aber hohe Bäume nicht um. Efeu erwürgt sie nicht, konkurriert nicht um Nährstoffe im Boden, und seine Haftwurzeln saugen den stützenden Freund nicht aus wie die schmarotzende Mistel. Nur kleine Birken und Obstbäume kann er „wegdunkeln“, wie die Baumgärtner sagen. Denn auch Efeu braucht etwas Sonne, um blühen zu können. Trotz seiner giftigen Saponine ist er übrigens 2010 von der Würzburger Universität zur Arzneipflanze des Jahres gekürt worden: In niedrigen Dosen und vom pharmazeutischen Fachmann verarbeitet, hilft Efeu gegen Bronchialerkrankungen und Reizhusten. CLAUDIA SCHÜLKE

LEMPERTZ

1845

29./30. Nov. Moderne und Zeitgenössische Kunst, Photographie
Auktionen Sammlungen Will Grohmann und Kaufhof

Joan Miró. 1967. Gouache. Slg. Grohmann

Neumarkt 3 50667 Köln T 0221-92 57 290 info@lempertz.com